

sermaßen zum Schwingen bringt, und so die Seligpreisungen als Tore zum Glück erscheinen. Dabei ist Kreppold selbstkritisch genug, um einzuräumen, dass diese psychologisch-spirituelle Arbeit kein Generalschlüssel für jedermann ist. Sie sei „nicht für jeden Menschen und für jede Situation das Richtige“ (26).

Es würde zu weit führen, den Ausführungen Kreppolds im Einzelnen nachzugehen. In der Verkürzung läge die Gefahr, ihnen nicht gerecht zu werden. Man begegnet vielen erhellenden Passagen. So, wenn er im Zusammenhang der Seligpreisung der Armen darauf verweist, dass es darum gehe, nicht im Habensmodus, sondern im Seinsmodus zu leben. Oder wenn er am Prozess des Trauerns als innerem Prozess hervorhebt, dass in ihm unter Schmerzen Bisheriges zurückgelassen und ein neuer Anfang gemacht werden kann. Desgleichen, wenn er an der Seligpreisung des Verfolgung Erleidens die Deutung herausarbeitet, mit den Grundbedingungen des Lebens konfrontiert zu werden und auf diesem Weg eine neue Heilserfahrung zu machen. Dabei kommt nicht zu kurz – ein Eindruck, der bei der Lektüre bisweilen aufkommen kann –, dass die Anverwandlung der eigenen Gefühls- und Erlebniswelt an die Botschaft Jesu „allein ein Prozess [ist], den Gott wirkt“ (79).

Ohne Frage werden viele – wie bisher schon – Kreppolds Ausführungen mit Gewinn lesen, wenngleich sich eine Reihe von kritischen Anfragen nicht unterdrücken lässt. So kommt beim Rezensenten ein gewisses Befremden auf, wenn der Autor in einer gewissermaßen zu platten Identifizierung, die er als Theologe, der er ja auch ist, wohl nicht ganz nachvollziehen kann, das „Himmelreich“ mit dem heilenden Anschluss an den Seelengrund gleichsetzt (52). Gewiss, er tut das in Anführungszeichen. Nur, Jesus redete nicht in Anführungszeichen. Es entsteht der Eindruck, als komme die Berührung des Menschen mit Gott, das „attingere“, von dem Karl Rahner so oft gesprochen hat, letztlich nur mit Hilfe der Heilkunst der Psychotherapie zustande. Damit sollen die guten Erfahrungen, die Kreppold als spiritueller Therapeut gemacht hat und macht, und die in seinen Ausführungen deutlich werden, nicht in Abrede gestellt werden. Nur sollen sie nicht zum einzigen Weg zu authentischem Christsein erhoben werden. Etwas von solchem Ausschließlichkeitsgeschmack hat auch die anfechtbare Gegenüberstellung von „alter und neuer Religion“, von „altem und neuem

Gewissen“ an sich (114). Mit dem Alten Testamente (auf dem unser christlicher Glaube bleibend aufruht; wie kämen wir sonst dazu, im liturgischen Stundengebet ständig die Psalmen und die Schriften des Alten Testamentes zu lesen?) gewissermaßen das „vorpersonale (!) Erziehungsgewissen“ zu assoziieren, und erst mit dem die Botschaft Jesu übermittelnden Neuen Testamente das „personale Reifungsgewissen“ (117, 118), ist bei allem Verständnis, was damit angezeigt sein will, letztlich doch zu gewagt und theologisch nicht haltbar. Und weiter: Wenn es Kreppold in seiner spirituell-therapeutischen Arbeit darum geht, die Menschen an ein höheres ethisches Niveau heranzuführen (18) und er dieses höhere Niveau an der Bergpredigt exemplarisch aufgewiesen sieht, versteht er dann die Bergpredigt noch richtig? Ist ihr nicht gerade das wesentlich, dass sie alle ethischen Kategorien in der Gewissheit des Glaubens übersteigt, in allen Lebenslagen von Gott angenommen, geliebt und bejaht zu sein? Dem stimmt Kreppold fraglos zu, will er doch in seiner spirituell-therapeutischen Arbeit die Menschen zu dieser Gewissheit hinführen. Nur, in der Art seiner Ausführungen bleibt er bisweilen im zu engen Rahmen bloß ethischer Kategorien hängen.

Diese Anfragen und Eindrücke des Rezessenten wollen Kreppolds in vielen Zusammenhängen und Passagen interessante und erhellende Ausführungen in keiner Weise schmälern. Ohne Frage werden viele Leserinnen und Leser mit Gewinn zu seinem Buch greifen, jenseits der hier vorgetragenen Einwände.

Mainz

Stefan Knobloch

THEOLOGIE

◆ Lagger, Christian: Dienst. Kenosis in Schöpfung und Kreuz bei Erich Przywara SJ (Innsbrucker theologische Studien 78). Tyrolia Verlag, Innsbruck–Wien 2007. (340) Pb. Euro 34,00 (D) / Euro 34,00 (A) / CHF 57,90. ISBN 978-3-7022-2871-2.

Der Titel dieser im Jahr 2006 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz im Fachbereich Dogmatik eingereichten Dissertation lässt aufhorchen. Untersucht wird das Werk eines vergessenen Theologen des 20. Jahrhunderts: Erich Przywara SJ (1889–1972), und zwar unter einer Perspektive, die nicht gerade alltäglich ist für eine theologisch-systematische

Studie: es geht um den *Dienst*. In der Einleitung hebt der Verfasser sein fundamental theologisches Anliegen hervor: „Dienen ist im Letzten Repräsentation Gottes“ (11). Von diesem Verständnis des Dienstes her, das als „Generalschlüssel zu Przywaras Denken schlechthin“ (292) und als hermeneutischer Leitfaden für zentrale theologische Zusammenhänge dient, führt der Verfasser in ein theologisches Werk ein, das sich grundsätzlich als „Nachdenken der *kenosis*“ erweist.

Im ersten Abschnitt (15–118) gibt der Verfasser einen Überblick über Leben und Werk von Erich Przywara SJ, der „kein klassischer wissenschaftlicher Fachtheologe und Fachphilosoph“ (71) ist, aber ein kreativer und problemorientierter Denker. Für ihn „gibt es kein bloß ‚neutrales‘ Denken, das sich außerhalb der Koordinaten von Erbsünde und Erlösung vollziehen könnte“ (90) – und zwar nicht aufgrund einer integralistischen Vereinnahmung der Philosophie, sondern von seinem analog-dialektischen Denkanlass her: „Denken in Analogie ist ein Denken in Gegensätzen, das die Unterschiede zur Geltung bringen will und die Aporien von Geschichte nicht auflösen will“ (100f., Anm. 213). Gegen die übliche Darstellung, Przywara hätte den griechisch-metaphysischen Analogiebegriff unvermittelt rezipiert, macht der Verfasser auf die theologische Grundintention aufmerksam: „Analogie birgt in sich eine implizite Theologie des Dienstes und ist zugleich Entfaltung einer solchen“ (117). Diese These entfaltet der Verfasser in den drei Hauptabschnitten seiner Arbeit.

Der Abschnitt „Schöpfung“ (119–231) zeigt sehr schön auf, wie Przywara alles daran setzt, „die Nichtfunktionalisierbarkeit Gottes vom Menschen her und die Souveränität Gottes zu betonen bei gleichursprünglicher, relativer, von Gott abkünftiger Eigenständigkeit des Geschöpfes“ (133). Die Relation zwischen Schöpfer und Geschöpf wird theologisch sorgfältig expliziert und ist letztlich „mit der Chiffre des Dienstes am angemessensten zum Ausdruck zu bringen“ (134). Przywara weist in diesem Zusammenhang „ein ausgeprägtes Ge-spür für Differenz und Nichtidentität geschöpflicher Wirklichkeit“ (200) auf und grenzt sich deutlich von einem „Denken schlechter Absolutheit“ (224) ab: „Die eigentliche Befreiung aus einem tragischen Identitätsdenken kann erst geschehen, wenn der Bezug zu Gott dem Schöpfer und die Entäußerung Gottes in Jesus

Christus in einem demütigen Denken mit vollzogen werden“ (227). Dieses schöpfungstheologisch aufgewiesene „Dienstverhältnis“ kommt im Abschnitt „Kreuz“ (233–290) noch schärfer zum Ausdruck. Christliche Gotteserkenntnis ist „nicht im Aufstieg zu erlangen“ (248), sondern nur als „Logos des Kreuzes“ (247). Im Nachvollzug – nicht nur im Nachdenken – der kenosis (vorbereitet vor allem in Przywaras Theologie der Exerzitien: *Deus semper maior* [erschienen 1938–1940], vgl. 259–274) zeigt sich, dass die *Agape* Grund und Vollendung der Analogie ist, wie der Verfasser in einer bemerkenswerten Formulierung schreibt: „Gott offenbart sich im Commercium des Kreuzes als Agape, als sich andernde Liebe. Agape ist damit auch die innerste Berufung des Christen [...]. Der Nachvollzug der Kenosis Gottes durch den Christen und die Christin in Kirche und Welt ist Dienst im Zeichen des Kreuzes“ (290). Dieser existenzielle (und nicht bloß funktionale oder asketische) Aspekt des Christseins kommt im abschließenden Abschnitt „Dienst“ (291–328) deutlich zur Geltung: „Der Mensch, der Gott werden will, wird eingeladen, wie Gott zu sein, wenn er tut wie Er tat: im Zeichen des Kreuzes den absteigenden Weg der Liebe im Dienst an den Nächsten, selbst wenn sie Feind sind, zu gehen“ (294). Mit einem Blick auf Grundelemente der Ignatianischen Exerzitien sowie auf das Lebensbeispiel dreier Frauen, die diesen Dienst-Charakter verkörperten (*Therese von Lisieux*, *Edith Stein* – die Przywara auch persönlich kennen lernte – und *Simone Weil*), schließt der Verfasser seine Untersuchung „an der Schwelle einer kenotischen Ekklesiologie“ (328).

Zweifellos fordert dieses Buch durch ungewohnte theologische Kategorien heraus, strengt von sich her keinen „Aktualitätsbezug“ an und vermittelt eine Deutung christlichen Lebens in der durchaus herben Grammatik der Schöpfungs- und Kreuzestheologie Przywaras – und dies grundsätzlich durch eine „immanente Exegese“ der vorliegenden Texte. Aber gerade in dieser Sperrigkeit wird ein ekklesiologischer Grundzug sichtbar, den das Zweite Vatikanum auszeichnete: Die Kirche ist nur als „Sakrament des Heils für die Welt“ die Kirche Jesu Christi, dessen Lebensform *Dienst* und *Entäußerung* war. Diese durchaus provokante Einsicht, die der Verfasser in seiner theologischen Kärrnerarbeit wieder neu erschlossen hat, sollte in der Ekklesiologie eigentlich maßgeblich sein.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl